

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 55 (1951-1952)
Heft: 2

Artikel: Vatersorgen
Autor: [s.n.]
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-661506>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 15.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Walsertal in Graubünden, und die Fachliteratur nennt als besonders typisches Beispiel das Gerental, ein südliches Seitental des Goms: Auf etwa 1500 m über Meer kannte man in früheren Jahrhunderten die Ortschaft Gerendorf inmitten gut gedeihender Kulturen und reicher Waldbestände. Später wurde massiv abgeholzt; es trockneten die Aecker und Felder mehr und mehr aus, die Erträge gingen zurück, Lawinen taten das ihre, und schliesslich musste die Bevölkerung das Dorf verlassen und sich im Tal unten neu ansiedeln: Unterwasser heisst heute das Dorf. Im Gehrental blieb nur eine Sommersiedlung zurück, bis durch Aufforsten allmählich wieder eine Besserung einkehrte.

Auch andernorts ist die Fruchtbarkeit stark zurückgegangen, weil man im Bestreben, durch Nie-

derlegungen von Wald kulturfähiges Land zu gewinnen, allzu weit ging. Wenn man vernimmt, dass im Urserental früher 2000 Hektaren Wald standen gegen heute noch 150 Hektaren, dann wird man ermessen können, wie gross die Veränderungen im klimatischen Bild und damit in den Grundlagen der Vegetation und der landwirtschaftlichen Nutzung sein müssen. Deshalb geht der Ruf durch die Fachkreise (und er verdient auch von allen anderen Leuten gehört zu werden), es sei der Wald in unsern Berggebieten mehr denn je zu pflegen; er sei dort, wo früher frevelhaft gewirtschaftet wurde, wieder anzusiedeln. Diese Massnahmen stellen, wenn auch auf lange Sicht, ebenfalls Hilfsaktionen für unsere bedrängte Bergbevölkerung dar, indem sie mithelfen, die landwirtschaftliche Nutzung zu verbessern.

Vatersorgen

Den weissen Weidenkorb umstanden zwei Väter und keine Mutter. Das kleine Geschöpf, das drin lag, sah aus wie alle Säuglinge, reizend, lieb, ein Wunder — mit greisenhaften Stirnfalten, abstehenden Ohren, runder Stumpfnase, Riesenkopf, verkümmerten krummen Beinen, zum Fortwerfen! Ganz der Vater!

Vetter Niels kratzte sich in den Haaren. «Kein Mensch kann dem Kind die Mutter ersetzen», zitierte er, «aber wenn wir zu zweit versuchen, muss es gelingen, den Wurm grosszuziehen.»

Inzwischen heulte die Kleine, schrie, dass der ganze Korb zitterte, versuchte die kleinen Fäuste in den Mund zu stecken, lief bläulich an, platzte vor Wut, das bedeutete Hunger. Vetter Niels stürzte in die Stadt und kam strahlend zurück mit einer Amme, in schmucker Tracht, energisch, selbstsicher, mit festem Schritt und geschickten Händen, eine Königin, die uns ihre volle königliche Brust verkaufte, und dem Baby Nahrung, Sauberkeit und Ruhe verschaffte. Wir schmunzelten und waren stolz: so leicht war das zu machen: wie standen wir nun da! Aber bald beugten wir uns und knickten ein vor dieser umfangreichen tyrannischen Königin und wurden zu eingefleischten Republikanern. Diese Analphabetin schneuzte sich in ein Taschentuch mit eingestickter neunzackiger Krone (uns wurde Angst um den einzigen silbernen Löff-

fel) und verlangte von uns Windeln und Waage und Badewanne und Geld, und immer wieder Geld, für Seife und Bürste und Thermometer und Watte und Puder. Sie redete einfach und lapidar ihre tiefen Weisheiten, dass die Fenster zitterten: Vor allem müsse sie gut ernährt werden, sie gebe — Mutter, Baum, Erde — ihr Bestes für das Leben unseres kleinen Menschen. Aber schliesslich brachten wir doch den Mut auf, dieses kostbare, notwendige, milchproduzierende Uebel zu entlassen und die Verantwortung der Pflege des hilflosen Wesens selbst zu übernehmen. Das ging so zu: Nachmittags pflegte sie auszugehen — ob das die Liebe war oder Klatschsucht oder Appetit auf Sauerkraut und Bier — das Kind blieb liegen, schlief ruhig und bekam von Tag zu Tag ein menschlicheres Aussehen. Nur einmal schlummerte es nicht, heulte und schrie, bis wir uns seiner annahmen. Abwechselnd trugen wir es im Atelier auf und ab, zeigten ihm alle halbfertigen Bilder, machten Wauwau und Miau, versuchten mit Pfeifen, Trommeln, mit Taschenuhr und Papierschere unserm Gast das Leben freundlich zu gestalten. Tabakrauch schien ihn nicht zu stören, Schokolade wurde wieder ausgespuckt. Lach doch mal! Dann waren die Windeln voll und das Lächeln erschien. Alles ist ja so leicht, wenn man nur mit Einfühlung und Geduld ans Werk ging — da machte uns

ein beissender Rauch husten, der kam aus dem Kinderzimmer nebenan, da stand die ganze Wiege in hellen Flammen.

Wir sind nicht fromm und können herrlich fluchen und lästern; hier aber war ein Wunder geschehen, dass wir das warme, zappelnde Bündel heil in Armen hielten, während es knisterte und qualmte aus Kissen und Spreuersäcken.

Die erste Lehre wurde uns im neuen Amt als Pflegemutter: trockne keine Wäsche über dem Petrolofen, stell ihn nicht zu nah an Vorhänge, Wiege, Bett und überhaupt. Die Amme — Mutter, Baum, Erde — flog. Sie wollte uns die Kleine entreissen, sie hätte ihren Pflegling lieb gewonnen, könne nicht mehr sein ohne ihn, sie schimpfte und tobte und hielt anklagend ihr gebrochenes Herz gen Himmel und — über die folgende halbe Stunde wollen wir schweigen. Der Säugling schrie, ich hustete und weinte in dem raucherfüllten Zimmer. Niels stürzte in die Stadt nach Futter.

Er kam wieder, beladen mit Düten, Flaschen, Schachteln, Büchsen, Griess, Kindermehl, Trockenmilch. Wunderbare Kunstprodukte, Errungenschaften des Jahrhunderts! Wir verdarben uns den Magen damit auf längere Zeit — konnten wir es verantworten, ungeprüft und ungekostet dem zarten Menschenkind solche Nahrung einzutrichtern! Die Kleine aber bekam, nach längerer Debatte, Kuhmilch mit Wasser verdünnt, mit Zucker gesüsst. «Von einem und dem selben Stück Vieh täglich dieselbe Milch», verlangte er, «das ist erfahrungsgemäss das einfachste und einwandfreieste». Mein Standpunkt war: «Von möglichst vielen Kühen die Milch gemischt. Jede Kuh ist ein Individuum, sie kann mal Migräne haben oder an Indigestion leiden, das wird die Milch verschlechtern.» Die Lösung war einfach, der Milchbauer versprach das eine und tat das andere.

Eines Tages sagte Vetter Niels, ich weiss nicht in welchem Buche er gerade geblättert hatte, es gehe nicht so weiter hier in der Stadt, «dem Kind fehlt menschenmögliche, kinderwürdige Umgebung. Wir brauchen Luft für unsere Tochter, Bäume, Garten, Himmel, ein Zipfel vom Paradies, ohne den es ein Verbrechen ist, ein Kind grosszuziehen — — —»

Dann fuhren wir aufs Land, in ein einsames Haus am Meer, mitten in Wellenrauschen, Pinien, Sand und Ginster. Von ausgehängten Türen zimmerte ich eine Wiege; unsere Leintücher wurden zerschnitten zu Windeln, und schliesslich, als sich die gebrauchten hoch und höher türmten in der

Ecke und die Luft bedenklich anfang zu riechen nach Stall und frischbestelltem Garten, sägten wir ein altes Oelfass in zwei Teile, füllten es mit heissem Wasser und krepelten die Aermel hoch. Wir machten tiefernte, gläubige Gesichter und wuschen Windeln. Mit gewöhnlicher Seife geht das nicht, das greift die zarte Haut des Kindes an und frisst Löcher hinein — sagte einer von uns, und ich stimmte bei. Die rosa Toilettenseife wurde aufgebraucht, dann die grüne, die Rasierseife folgte; das war der verderbliche Einfluss der grossen Inserate in der Illustrierten. Später wusch ich heimlich mit Soda, der Erfolg war, dass man unter der dünnen Haut meiner Fingerspitzen das Blut pulsieren sah, dass ich an jeder lauwarmen Teetasse mich verbrannte und die Fingernägel krumm und schief und aufgerollt weiterwachsen. Die Wäsche zwar wurde immer zarter und dünner, endlich fiel sie vor lauter Feinheit auseinander. So ging es also auch nicht, der Verbrauch an Kinderwäsche musste einfach eingeschränkt werden, die junge Dame musste erzogen werden, die Dame musste aufs Töpfchen. Mitten auf dem roten Teppich sass sie, Vetter Niels sass davor und übte sich in Onomatopoesie. Es klingt lieb und lustig, wenn ein Kind ungehemmt drauflos plaudert; es gibt nichts Idiotischeres, als wenn sich der Erwachsene dazugesellt und mit blödem, lachendem Gesicht sich, fragend, antwortend, singend, einmischt: dada, bibi, mama, äbäbäbä. Dann kam die Reihe an mich, vor dem Thron zu knien als Idiot, mit der Parole ‚in Geduld ein stubenreines Wesen zu erziehen‘.

Unser Pflegling, meine Tochter nannte jeder das voll Stolz, bekam goldene Locken, war ein friedfertiges selbständiges Wesen und sass stundenlang auf der Decke im Gras und spielte mit Tabakpfeifen und bunten Mallappen. Entzückend, einzig, ein Wunderkind! Wir pumpften uns einen Apparat und knipsten eine Woche lang drauflos, dass wir den Rest unseres Lebens von dieser Krankheit geheilt sein dürften. Baby im Bad, Baby beim Essen, Baby am Morgen, Baby am Abend, Baby spielt Fussball. Ein gutes Bild können wir leider nicht beilegen, da Beleuchtung und Entfernung immer im letzten Moment sich änderten und das einzig gutbelichtete Blatt Baby mit zwei Köpfen zeigt.

Gelegentlich wurden der Kleinen die Nägel geschnitten, das ging noch; aber die tägliche Uebung: ein Streichholz mit Watte umwickeln und damit die süsse dreckige Nase ausbohren und die rosigen Ohren reinigen, das überliess ich liebend gerne meinem Partner; der es wieder einem imaginären

dritten Wesen zuschob; das war zu peinlich, diese grossen kleinen Augen sich mit Tränen füllen zu sehen — die sonstige grosse Baderei aber, im alten Oelfass, in der Sonne im Freien, war das leuchtende, lachende, spritzende Fest jeden Tages.

«Weiterhin können wir unser Kind nicht nackt herumlaufen lassen», sagte Vetter Niels, «erstens wird es kälter, zweitens möchte ich beim Spazierengehen nicht zu viel Aufsehen erregen und drittens muss auch das Kleidertragen gelernt werden.» Vetter Niels begann zu stricken. «Meiner Tante schenkte ich einmal zu Weihnachten einen bunten Topflappen; was ich als Kind konnte, muss doch heute leichter gehen», brummte er. Was bei dieser stillen häuslichen Beschäftigung herauskam, war kein Fischnetz und kein Kinderhäubchen, und eine Zeitlang darnach war mein Partner ein bescheidener, ruhiger, umgänglicher Kamerad.

Nun versuchten wir es einfacher, legten das zu bekleidende, strampelnde Objekt auf eine rotgewürfelte Tischdecke, schnitten sie nach dem lebenden Modell in Stücke, die auf der Maschine zusammengenäht wurden. Er drehte stehend und Takt stampfend das Rad, ich zog auf der andern Seite am Stoff und es gelang uns, beim dritten oder vierten Mal, nicht mehr zu eng, in einer nie geahnten Form, Jacke und Hose zu kreieren, die

einst der Stolz einer ethnographischen Sammlung sein werden.

Am sechsten Januar fanden wir es Zeit, das Kind zu taufen, bevor die Februarstürme einsetzten. Wir luden keine Gäste, und mit schlechtem, aber ruhigem Gewissen schritten wir zur Tat. Ich stand mit dem grossen Badelaken am Ufer im Sand, er watete bis zu den Hüften ins Meer, nahm die Kleine am Genick wie eine Katze und tauchte sie dreimal unter Wasser. Es war totenstill, stiller als in der Kirche, stumm sahen wir zwei uns an, der Säugling sagte kein Wort, das Meer knirschte leise über die Kiesel. Das Kind wurde rot, das Kind wurde blau, wir schüttelten den kleinen Körper, rieben und frottierten und kneteten — und atmeten auf, als endlich ein Heulen und Schreien und Zetern begann. Wir konnten einige Zeit nicht mehr lachen und hatten ob der ganzen Prozedur die Hauptsache vergessen, den Namen. Wir einigten uns bescheiden auf Manon Lulu Bübü Mignon Ninon Mimi und überliessen es der Gefeierten im Meer Getauften, die endgültige Wahl zu treffen.

Heute nennt sie sich Ann, lebt als dreijährige Fürstin zwischen uns und schaut voll milder Ueberlegenheit auf ihre zwei bärtigen Väter, steht am Apparat und telephoniert dem Bäcker um frische Brötchen.

Verpuppung

Heinrich Toggenger

So wie die Raupe sich
durchs Grün ins Alter kaut,
so hab ich mählich mich
verbraucht und bin ergraut.

Und wie sie alsgemach
sich leis verpuppen will,
so wird es langsam, ach,
um mein Gehaben still.

Ich spinn mich mählich in
mein tiefres Wesen ein,
der weltlich kleine Sinn
mag bald verblichen sein.

Mein Leibliches zerfällt,
löscht tot in Asche aus.
Vielleicht puppt einst erhellt
sich lichtres Sein daraus.

Ein Falter wiegt sich leicht
im milden Sonnenschein.
So schwerlos wird vielleicht
die flügge Seele sein.